



Chapter Title: Elterliche Care-Arrangements in konsensuellnichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

Chapter Author(s): Michael Raab

Book Title: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit

Book Editor(s): Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef and Elisabeth Holzleithner

Published by: Verlag Barbara Budrich

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv15r56vn.12>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This content is licensed under a Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (CC BY-SA 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.



JSTOR

Verlag Barbara Budrich is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*

Elterliche Care-Arrangements in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

Zusammenfassung

Der Artikel stellt auf der Basis von sieben Interviews aus einem Gesamtsample von 13 Interviews einer qualitativen Studie elterliche Sorge in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken dar und fragt, ob die offen gelebte Nichtmonogamie mit Veränderungen in elterlichen Care-Arrangements einhergeht. Er unterscheidet eine Lebensführung mit paarweiser Elternschaft und eine kollektive Elternschaft von mehr als zwei Erwachsenen. Beide Varianten gehen mit unterschiedlichen Anforderungen einher: Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare können auf vielfältige Unterstützung aus ihren Beziehungsnetzwerken zurückgreifen, was von allen Beteiligten positiv bewertet wird. Eltern bleiben dabei ein enger Kern mit Unterstützer_innen, die keine expansiven Rollen einnehmen. Hegemonialen Normen entsprechend übernehmen Mütter mehr Sorgeverantwortung. Kollektive Mehreltern-Konstellationen hingegen können ihre Praxen nicht aus der Selbstverständlichkeit soziokultureller Wissensbestände heraus begründen und sind dazu gezwungen, ihre familiären Bande in unpassende rechtliche Konzepte zu übersetzen. Dadurch entstehen, was auch an mangelnden Rechtsansprüchen der weiteren Bezugspersonen liegt, Dynamiken, die dazu beitragen, dass auch hier die Mütter die Hauptlast der Erziehung tragen.

Schlüsselwörter

Beziehungsnetzwerke, Care, Elternschaft, Geschlechtliche Aufgabenteilung, Konsensuelle Nichtmonogamie, Patchwork-Familien, Polyamory

Summary

Parental care arrangements in consensual non-monogamous relationship networks

Based on seven interviews from a total sample of 13 interviews from a qualitative study, the article presents parental care in consensual non-monogamous relationship networks and asks if open non-monogamy is associated with changes in parental care arrangements. The article distinguishes between pairwise parenting and collective parenting by more than two adults. The two variants of parenthood entail different challenges: consensual non-monogamous parental couples can fall back on various support from their non-monogamous relationship networks, which is viewed positively by all those involved. However, they remain the core parents and the role of those supporting them remains limited. In accordance with hegemonic norms, mothers assume more responsibility for care. Meanwhile, collective parent networks with more than two adults cannot justify their practices based on the self-evident nature of socio-cultural knowledge and they are forced to translate their family constellations into an ill-fitting legal framework. As a result, and this is also due to a lack of legal entitlement on the part of the other caregivers, dynamics arise which contribute to the fact that here, too, the mothers carry the main burden and responsibility when it comes to raising children.

Keywords

relationship networks, care, parenthood, consensual non-monogamy, gender division of labour, blended families, polyamory

1 Einleitung

Die folgend anonymisiert zitierte Marie Yildiz lebt mit Wissen und Einverständnis aller Beteiligten mit zwei Männern zusammen und würde in dieser Konstellation gerne ein Kind erziehen:

„Ich glaube, dass privilegierte heterosexuelle Männer [...] SEHR stark von dieser gesellschaftlichen Vorstellung geprägt sind, nur MEINE KINDER sind für mich wichtig. [...] Ich vermute ganz stark, dass es vielleicht auch was mit der rechtlichen Situation zu tun hat, mit der Vaterschaft ganz stark verbunden wird. [...] Ganz, ganz, ganz stark. Und das ist dann die entscheidende Frage. Ob ich mich kümmerge oder nicht kümmerge. Bin ich finanziell für das Kind verantwortlich oder NICHT? Ja? ... Und das finde ich ... krass. (h) ... Das finde ich echt traurig.“¹

In näherer Betrachtung zeigt das Interview, welche offenen Fragen Marie Yildiz bis zum Interviewzeitpunkt davon abgehalten haben, ihren Wunsch nach einer kollektiven Elternschaft zu realisieren: Ihr ist nicht klar, wie sich andere Bezugspersonen, insbesondere Väter, verhalten, wenn die Elternschaft nicht den gesellschaftlichen Normvorstellungen entspricht und rechtliche Rahmungen nicht greifen. Aus der unklaren rechtlichen Stellung der Vaterschaft ergibt sich die Frage, wie Mutterschaft in diesem Kontext gestaltet werden kann und wie Sorgepraxen und finanzielle Verbindlichkeiten geregelt werden können. Ähnliche Fragen stellen sich auch anderen Menschen, die in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken Kinder erziehen (wollen). Aus der Perspektive der Forschung ergibt sich daraus die Frage: Wie realisieren konsensuell-nichtmonogam lebende Personen ihre elterliche Sorge und inwiefern werden dabei hegemoniale Geschlechterverhältnisse modifiziert? Dieser Beitrag bespricht anhand von Ergebnissen einer größer angelegten Studie über Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken (Raab 2019), deren theoretischer und methodischer Hintergrund in den Kapiteln 2 und 3 vorgestellt wird, wie nichtmonogam lebende Eltern die Sorge für ihre Kinder gestalten.

2 Konsensuelle Nichtmonogamie und Care

Seit den 1990er-Jahren entwickeln sich zunehmend soziale Praxen konsensueller Nichtmonogamie, die heute oftmals unter der Bezeichnung Polyamory zusammengefasst werden² und die mehrere emotional enge und/oder sexuelle Beziehungen mit Einverständnis aller Beteiligten ermöglichen. Zur Kontextualisierung der Forschungsergebnisse zu elterlicher Sorge in solchen Konstellationen werde ich in Kapitel 2.1 einige Spezifika zeitgenössischer konsensueller Nichtmonogamie umreißen. Nach diesen Ausführungen zum Gegenstand der Forschung wird in Kapitel 2.2 der care-theoretische Ansatz vorgestellt.

- 1 Transkriptionsregeln: Auslassung: [...], Akzentuierung: Großbuchstaben, Lachpartikel: (h), Pause: ...
- 2 Für den deutschsprachigen Raum lässt sich der Begriff „Polyamory“ als Popularisierung verschiedener Selbstbezeichnungen und Beziehungskonzepte, die seit den 2010er-Jahren diskutiert werden, deuten (vgl. Raab 2019: 30ff.). In medialen Diskursen – teilweise auch in der Forschung – wird Polyamory synonym zu konsensueller Nichtmonogamie genutzt.

2.1 Konsensuelle Nichtmonogamie

Eine repräsentative Studie aus den USA (Hauptert et al. 2017) zeigt, dass über 20 Prozent der Bevölkerung irgendwann in ihrem Leben konsensuelle Nichtmonogamie praktizieren, und zwar relativ unabhängig von Alter, Milieu und Wohnort, jedoch weiter verbreitet unter Männern sowie unter Homo- und Bisexuellen. Für den deutschsprachigen Raum liegen derzeit keine belastbaren Zahlen vor. Dass es für die vorliegende Untersuchung relativ leicht gelungen ist, zahlreiche Teilnehmer_innen aus ganz verschiedenen Milieus und jeden Alters zu gewinnen, spricht dagegen, dass konsensuelle Nichtmonogamie nur in einer überschaubaren Subkultur praktiziert wird. Vielmehr scheint konsensuelle Nichtmonogamie in der Wissenschaft eher unsichtbar zu sein, weil die Forschung oft selbst eine mono-normative Perspektive einnimmt: Die sozialwissenschaftliche Literatur geht in der Regel – explizit oder implizit – davon aus, dass Intimbeziehungen eine soziale Bindung zwischen genau zwei Erwachsenen stiften (z. B. Lenz 1998; Kaufmann 2008; Koppetsch/Burkart 1999). Quantitative Studien (z. B. Schmidt et al. 2006) differenzieren in der Regel nicht zwischen konsensueller und verdeckter Nichtmonogamie.

Das zeitgenössische Ideal konsensueller Nichtmonogamie unterscheidet sich durch den angestrebten Grad an Reflexion und durch einen (queer)feministischen Anspruch von den wesentlich auf Sexualität orientierten Ansätzen „Freier Liebe“ in den 1970er-Jahren (Haritaworn/Lin/Klesse 2006; Barker/Langdridge 2010; Klesse 2007). Dementsprechend verstehen viele meiner Interviewpartner_innen die Wahl ihrer Beziehungsform auch als eine auf Emanzipation zielende politische Entscheidung. Auch die Befragten, die keine gesellschaftspolitischen Ziele artikulieren, orientieren sich normativ an Idealen von Selbstbestimmung, Reflexivität und Geschlechtergerechtigkeit. Ein Teil der Forschung teilt die Ansicht, in diesen Lebensweisen läge befreiendes Potenzial und betont die Möglichkeit, in polyamoren Beziehungen heteronormative und sexistische Machtstrukturen zu durchbrechen (Pieper/Bauer 2005: 68f.) sowie sozialen Wandel im familiären Bereich anzustoßen (Noël 2006: 602). Ebenso wird aber deutlich, dass auch in nichtmonogamen Beziehungen wirkmächtige Normen dazu führen, dass strukturelle Machtverhältnisse unreflektiert reproduziert werden (Barker/Langdridge 2010: 753ff.). In Anlehnung an Raewyn Connell (2005) prägt Elisabeth Sheff (2006) den Begriff der poly-hegemonialen Männlichkeit für einen Typ ökonomisch privilegierter, heterosexueller Männer, die die Annehmlichkeiten nichtmonogamer Beziehungen selbstverständlich in Anspruch nehmen, während vorwiegend Frauen die organisatorischen Absprachen anstoßen, die nötig sind, um in einem Beziehungsnetzwerk die sozialen Kontakte zeitlich in Einklang zu bringen. Meg Barker und Darren Langdridge betonen zudem, dass bei den meisten Formen gelebter Nichtmonogamie eine heterosexuelle Paarbeziehung den Kern des sozialen Netzwerks bildet, was eine umfangreiche Veränderung der heteronormativen sozialen Ordnung wenig erwartbar macht (Barker/Langdridge 2010: 753). Als Gradmesser der gesellschaftlichen Bedeutung und des Veränderungspotenzials von konsensueller Monogamie macht Christian Klesse die Fürsorgepraxis aus: „Only on the basis of detailed research into the organisation of care work in poly relationships and households can we understand the position of polyamory“ (Klesse 2013: 209).

In der ohnehin spärlichen Forschung zu konsensueller Nichtmonogamie ist Elternschaft ein wenig beachteter Teilbereich. Die zwei vorliegenden umfangreicheren Stu-

dien von Elisabeth Sheff und Maria Pallotta-Chiarolli thematisieren zuallererst das Problem der Stigmatisierung und des angestrebten *Passings* als sozial akzeptable Familie (Pallotta-Chiarolli/Haydon/Hunter 2013; Sheff 2012). Der vorliegende Aufsatz verfolgt einen anderen Ansatz: Ich werde konsensuell-nichtmonogame Elternschaft ausgehend von der Analyse der Teilung von Sorgeverpflichtungen im Netzwerk betrachten und dabei das Verhältnis von selbstgesteckten Ansprüchen auf Geschlechtergleichheit und tatsächlich praktiziertem Sorgearrangement diskutieren.

2.2 Care

Margit Brückner unterscheidet zwei Ursprünge der Care-Debatte, zum einen die „Lohn-für-Hausarbeit“-Debatte der 1970er-Jahre (vgl. den Überblick in Frerichs/Steinrück 1993: 193ff.), zum anderen die moralphilosophische Diskussion im Anschluss an Carol Gilligan (1982) (Brückner 2010: 46f.). Eine Trennung in zwei Stränge ist in der Debatte noch heute zu erkennen, auch wenn es beiderseitige Bemühungen gibt, ethische und ökonomische Überlegungen zu vermitteln. Eher soziologisch orientierte Autorinnen betonen die hohe gesellschaftliche Bedeutung weiblich konnotierter, personenbezogener Praxen der Fürsorge und Pflege, so beispielsweise Mascha Madörin (2010: 83f.) oder Gabriele Winker (2013). Ausgehend vom wechselseitigen Bezug der Sphären Produktion und Reproduktion und vom Ausmaß bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit argumentiert Madörin, dass neben der marktorientierten Produktion eine ebenso relevante „andere Ökonomie“ existiert, in deren Rahmen die Betreuung von Kindern, die Fürsorge für Erwachsene und die Selbstsorge erledigt werden (Madörin 2010: 84). Der wechselseitige Verweisungszusammenhang von Produktion und Reproduktion wird als zentral für das Verständnis moderner kapitalistischer Gesellschaften gesehen (Winker 2018). Aus diesem theoretischen Blickwinkel heraus liegt es nahe, zu erforschen, auf welche spezifische Weise Sorgepraxen für Kinder in konsensuell nichtmonogamen Netzwerken realisiert werden.

Vorliegende Ergebnisse zu Sorgearrangements in monogamen Konstellationen zeigen, dass gerade in Intimbeziehungen eine starke Geschlechterungleichheit vorliegt: Quantitativ betrachtet verbringen Frauen im Durchschnitt etwa 27, Männer 17 Stunden pro Woche mit „Haushaltsführung und Betreuung der Familie“ (Statistisches Bundesamt 2015: 11). Zahlreiche qualitative Studien zur häuslichen Aufgabenteilung (Kaufmann 1994, 2006, 2008; Koppetsch/Burkart 1999; Koppetsch/Specck 2015) arbeiten deutlich die dafür ursächlichen sozialen Prozesse heraus. Die genannten Untersuchungen verdeutlichen vor allem einen zentralen Zusammenhang: Heterosexuelle Paare entwickeln Deutungsmuster und Routinen, mit denen es gelingt, ein Ideal der Gleichheit mit realer Ungleichverteilung reproduktiver Praxen zu vereinen, u. a. das Übertreiben männlicher Beiträge, der Verzicht auf die Thematisierung von Ungleichheit, Bedürfnisorientierung als Legitimation für männliche Untätigkeit, männliche strategische Inkompetenz. Auf dieses Phänomen wurde schon früh hingewiesen (Meulenbelt 1988: 141f.), es zieht sich durch die qualitativen Studien zu geschlechterdifferenzierender Aufgabenteilung in Paaren und wurde von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) pointiert als *Illusion der Emanzipation* benannt. Eine neuere Studie von Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015) zeigt, wie der beschriebene Zusammenhang als Reaktion auf die

Abnahme der verbindlichen Zuweisung von Status und Identität in Zeiten neoliberaler Deregulierung sogar verstärkt auftritt (Koppetsch/Speck 2015: 245).

Ob es konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken gelingt, Sorgebedürfnisse weniger geschlechterdifferent zu verteilen, ist eine offene Frage. Die schon genannten Forschungsergebnisse betonen einerseits zumindest die Möglichkeit, mit dem Bruch der Monogamie-Norm auch die damit verbundenen Geschlechternormen zu modifizieren (Pieper/Bauer 2005: 68f.; Noël 2006: 602; Haritaworn/Lin/Klesse 2006: 518f.). Möglicherweise stellen größere Netzwerke auch Ressourcen zur Verfügung, die eine gerechtere Verteilung von Sorgepraxen ermöglichen. Andererseits gibt es keinen plausiblen Grund, wieso die in Paaren verbreiteten Vorgehensweisen zur diskursiven Herstellung von Gleichheit bei simultaner Aufrechterhaltung von Ungleichheit im Handeln nicht auch in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken vorkommen sollten. Gerade weil die bisherige Forschung nahelegt, dass konsensuelle Nichtmonogamie vor allem in gut gebildeten, postkonventionellen Milieus praktiziert wird (Noël 2006; Sheff 2006: 624f.; Aguilar 2013: 105), liegt möglicherweise hier die *Illusion der Emanzipation* besonders stark ausgeprägt vor. Letztlich ist auch denkbar, dass konsensuelle Nichtmonogamie von Menschen präferiert wird, die keine besonderen Care-Bedürfnisse verspüren oder Care von Dienstleister_innen erledigen lassen. Speziell die popularisierte Variante der Polyamory wurde als Modell für die neoliberale Flexibilisierung des Beziehungsmarktes kritisiert, die eben nicht wechselseitige Verbundenheit und Sorge, sondern individuelle Selbstoptimierung in den Mittelpunkt stellte (Mayer 2011: 35; Schadler/Villa 2016: 25). Die einleitend artikulierte Frage, die sich daraus ergibt, ist: Wie realisieren konsensuell-nichtmonogam lebende Eltern ihre Sorge für Kinder und inwiefern werden dabei hegemoniale Geschlechterverhältnisse modifiziert?

3 Methode

Für die Studie wurden narrative Einzelinterviews sowie ergänzend erhobene Netzwerkdaten einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse (Winker/Degele 2009) unterzogen. Das Sampling geschah zweistufig: Für ein Online-Survey konnte ich 203 sozial sehr heterogen positionierte, konsensuell-nichtmonogam lebende Teilnehmer_innen³ gewinnen. Durch theoretisches Sampling (Strauss/Corbin 1998: 201ff.) wurden daraus 14 Interviewpartner_innen ausgewählt und 13 Interviews ausgewertet. Um die Analyse einer breiteren Auswahl von Netzwerken forschungspraktisch zu ermöglichen, habe ich aus jedem Netzwerk nur eine Person interviewt. Von 203 Teilnehmer_innen des Online-

3 Der Survey war von 2014 bis 2016 online, für die Teilnahme wurde zweimal in Szene-Medien (Mailinglisten, Internetforen, graue Literatur, Poly-Stammtische) geworben. Die 203 Teilnehmer_innen des Surveys positionierten sich überwiegend weiblich (105 weiblich, 63 männlich, zwei queer, ein_e trans, 32 k. A.), 181 lebten in gemischtgeschlechtlichen Netzwerken. Der weitest überwiegende Anteil der Teilnehmer_innen (196) gab an, über eine deutsche (bzw. in wenigen Fällen eine schweizerische und österreichische) Staatsangehörigkeit zu verfügen. 77 Teilnehmer_innen gaben an, dass in ihren Beziehungsnetzwerken Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen leben. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung zeigt sich ein deutlicher Überhang niedriger Einkommen (0–998 €: 78; 989–3 296 €: 86; > 3 296 €: 16, k. A.: 23) und ein deutlich höherer Anteil von Befragten mit Hochschulabschluss (124).

Surveys gaben 93 an, dass Kinder in ihrem Netzwerk leben, 101 nicht und neun machten dazu keine Angabe. Auch unter Berücksichtigung der Altersverteilung im Sample dürfte die Kinderlosigkeit damit über dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegen (Plötzsch 2016). Im Interviewsample gaben sieben Befragte an, dass in ihren Beziehungsnetzwerken Kinder leben, sie stehen im Zentrum dieses Beitrags.

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA) zielt darauf ab, das widersprüchliche Verhältnis von Eigensinn und gesellschaftlicher Bedingtheit zu rekonstruieren. In den ersten vier (von acht) Schritten wird die Selbstpositionierung der Befragten in Bezug auf drei analytisch unterschiedene Ebenen von Gesellschaft – Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen (Normen, Werte und Stereotype, Ideologien, Diskurse) und soziale Strukturen – codiert und die so gewonnenen Codes verdichtet, wobei besonderes Augenmerk auf den Wechselwirkungen zwischen den drei genannten Ebenen liegt. Die so rekonstruierte mehrdimensionale Selbstpositionierung der Interviewpartner_innen wird in mehreren „Subjektkonstruktionen“ (Winker 2012: 22) festgehalten. Um dabei den Eigensinn der Befragten stärker zu berücksichtigen, habe ich dem Mitforscher_innenprinzip der Kritischen Psychologie (Holzkamp 1985: 249ff.; Markard 2010) entsprechend die Zwischenergebnisse ein bis zwei Jahre nach dem Erstgespräch mit den Interviewpartner_innen ausführlich besprochen und ggf. modifiziert. In den letzten vier Schritten der IMA habe ich die so gewonnenen Zwischenergebnisse in der Gesamtschau betrachtet und in ihrer Einbettung in soziale Strukturen analysiert (Winker 2012: 22ff.).

Mit einer empirisch fundierten Typenbildung (Kelle/Kluge 2010) konnte ich drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke rekonstruieren: Konventionell-kernzentrierte Netzwerke realisieren Care in Kernbeziehungen, darüber hinaus bestehen wenige sorgebasierte Verbindungen. In individuell-ideellen Beziehungskonstellationen ist die materielle Sorgepraxis im gesamten Netzwerk gering, es liegt vorwiegend emotionale, affektive und potenzielle Care vor. Pragmatisch-kollektiven Netzwerken gelingt es am stärksten, egalitäre und solidarische Communities of Care aufzubauen (Raab 2019: 128ff.).

Nach den Interviews wurden die Teilnehmer_innen gebeten, ihr Beziehungsnetzwerk auf einem Papierbogen mit Spielfiguren aufzustellen und die Sorgepraxen zwischen den Beteiligten mit Pfeilen zu visualisieren. Die so erhobenen Netzwerkdaten wurden mit der freien Netzwerkanalysesoftware Gephi ausgewertet, woraus sich ein gewichtetes und gerichtetes Maß für die Verteilung von Care im Netzwerk generieren ließ. In die Bildung von Subjektkonstruktionen wurden diese Ergebnisse einbezogen, um zusätzlich zum Interview Eindrücke über die Beziehungsstruktur zu gewinnen. Als besonders hilfreich hat sich das Vorgehen erwiesen, um aus der Interviewanalyse gewonnene, begründete Vermutungen über idealisierte Selbstbilder bezüglich der Verteilung von Care zu untermauern.

4 Konsensuell-nichtmonogame Elternschaft

Ich unterscheide im Folgenden konsensuell-nichtmonogame Elternpaare (Kap. 4.1) von Konstellationen, in denen Sorgeverpflichtungen und Erziehungsverantwortung zwischen mehr als zwei Personen geteilt werden (Kap. 4.2). Dabei wird deutlich, dass beide Varianten mit spezifischen Problemen einhergehen und in der Rechtsordnung in unterschiedlichem Maße repräsentiert sind, weswegen die Beteiligten jeweils unter-

schiedliche Strategien verfolgen, um ihre Vorstellungen einer gelingenden Elternschaft zu realisieren.

4.1 Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare

Konsensuell-nichtmonogame Elternpaare sind dadurch gekennzeichnet, dass leibliche Eltern⁴ den Hauptteil der Sorgeverpflichtungen sowie die Erziehungsverantwortung für die Kinder tragen.⁵ Drei davon sind heterosexuelle Paare, erziehen ihre leiblichen Kinder gemeinsam, pflegen aber sexuelle, emotional erfüllende und verlässliche Beziehungen zu einem oder zwei Personen außerhalb der elterlichen Partnerschaft. Aber auch in zwei größeren und dichter vermaschten Netzwerken tragen leibliche Eltern die Hauptverantwortung. Meist handelt es sich um beide leiblichen Eltern, teilweise nur die leiblichen Mütter, die auch in den Fällen, in denen sie nicht mit dem leiblichen Vater zusammenleben, den Hauptwohnsitz für die Kinder stellen. In all diesen Netzwerken übernehmen allerdings auch Netzwerkangehörige, die weder leiblich mit den Kindern verwandt sind noch mit ihnen in einem Haushalt leben oder in einer sorgerechtlichen Beziehung zu ihnen stehen, in geringerem Umfang Betreuungsaufgaben. In den Interviews kommen viele Beispiele für deren Rolle zur Sprache: als erwachsene Bezugsperson für das Kind, als Ansprechpartner_in für Wünsche, die Eltern nicht erfüllen können, als alltägliche Hilfsperson bei zeitlicher Überbelastung oder als jemand, der/die in aufgeladenen Eltern-Kind-Konflikten eine vermittelnde Perspektive beisteuert. So unternimmt eine Interviewpartnerin, Cordula Büchner, in der Regel einmal pro Woche etwas mit dem älteren Kind ihres Freundes. Sie füllt „eine Art Patinnenfunktion“ aus, wobei sie sich sowohl als erwachsene Bezugsperson für das Kind sieht als auch (zu Beginn der Konstellation in stärkerem Maße) den Anspruch hat, die Eltern zu unterstützen. Ein anderer Interviewpartner, Dietmar Habel, beschreibt, wie er als Ansprechpartner für Wünsche, die die Eltern nicht erfüllen können, zur Verfügung steht. Der 16-jährige Sohn seiner Freundin

„wollte eine Gamer-Zock-Maschine haben [Ein Computer, der für technisch anspruchsvolle Computerspiele geeignet ist, M. R.]. Der würde dann schon so 800 bis 900 Euro kosten. [...] Das können sie aber nicht ausgeben, so viel haben sie einfach nicht über dafür. Und er selber geht noch zur Schule und hat das Geld jetzt auch nicht unbedingt. [...] Dann kenne ich mich nun [...] gerade mit Hardware aus. Und habe gesagt: Na, dann lass uns mal gucken. Und wie kriegen wir denn das hin? Im Internet und so ... und so und so und so. Und ich habe dann jetzt einen Rechner zusammengesucht, der alles in allem 500 Euro gekostet hat und alles das kann, was er eigentlich wollte.“

- 4 In allen Interviews wurden als leibliche oder biologische Eltern die genetischen Eltern bezeichnet, wobei alle genetischen Mütter ihre Kinder selbst ausgetragen und geboren haben. Die hegemoniale „sozial hergestellte Kopplung von genetischer, nataler, rechtlicher und sozialer Elternschaft“ (Peukert et al. 2018: 323, Hervorh. i. O.) liegt also bei konsensuell-nichtmonogamen Elternpaaren vor, in den Netzwerken mit kollektiver Elternschaft wird sie teilweise modifiziert.
- 5 Sabine Bräuer (alle Namen anonymisiert, interviewte Personen mit Vor- und Nachname, in Interviews genannte Personen nur mit Vorname), Mutter zweier Teenager, lebt mit dem leiblichen Vater zusammen. Jörg Adalbert ist Vater zweier Teenager und lebt in mehreren Haushalten, u. a. auch in dem der leiblichen Mutter. Hans-Dieter Acker ist leiblicher Vater eines erwachsenen Kindes, das einen eigenen Haushalt führt. Cordula Büchner ist die Freundin eines leiblichen Vaters zweier Kinder (beide jünger als zehn Jahre), die im gemeinsamen Haushalt des Vaters und der leiblichen Mutter leben. Außer Cordula Büchner sind alle Interviewten erst konsensuell-nichtmonogame Beziehungen eingegangen, als die Kinder zehn Jahre alt oder älter waren.

Eine Rolle spielen also materielle Unterstützung – Informationen und Fachkenntnisse, die helfen, Geld zu sparen –, eine andere besteht eher in Beziehungspflege und der besonderen Kombination von Nähe und Nichtelternstatus. Der Interviewpartner Jörg Adalbert betont, wie hilfreich eine dritte Person in schwierigen Eltern-Kind-Konflikten war: In einem Streit mit verhärteten Fronten zwischen Mutter und Tochter konnte seine Freundin helfen, da sie nicht in der brisanten Eltern-Kind-Dynamik befangen war, sondern einen eigenen Zugang zur Tochter fand. Es gab

„zwischen Mutter und Tochter ein großes Spannungsverhältnis. [...] Erika konnte der nichts beibringen [...], während Christiane da so ein bisschen schlichtend drauf einwirken konnte. Das war schon eine große Hilfe, in der Erziehung auch so ein bisschen Freunde zu haben, ... Partner zu haben, die mit ... mit erzogen und aufgefangen haben, was schief lief.“

Dass Nähe und Nichtelternstatus positiv bewertet werden, zeigt auch das nächste Zitat. Cordula Büchner beurteilt ihre eigene Rolle als verbindliche Bezugsperson ohne Elternrolle als durchweg positiv:

„Das angenehme Freie an meiner Rolle jetzt in Bezug auf die Kinder ist gleichzeitig auch das wenig Elternhafte.“

Das Verhältnis von Eltern, Kindern und weiteren Beteiligten unterscheidet sich bei den bis hierher dargestellten Netzwerken vermutlich nur wenig von den sozialen Gegebenheiten in vergleichbaren monogamen Kontexten. Elternpaare, insbesondere Mütter, tragen in westlichen Gesellschaften meist die Hauptverantwortung und das Sorgerecht für die Kinder und werden – gerade nach Trennungen – oftmals durch neue Partner_innen und einen Freundeskreis unterstützt. Als sog. Patchworkfamilien sind solche Konstellationen weit verbreitet (BMSFJ 2013), werden teilweise als „Zukunft der Familie“ (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 514f.) gesehen und positiv bewertet, wobei der Annahme einer steigenden Verbreitung als Vergleichsgröße deren Verbreitung in den 1960er- und 1970er-Jahren zugrunde liegt (Nave-Herz 2010: 47). Dementsprechend bezeichnen mehrere Interviewpartner_innen das praktizierte Sorgearrangement in Bezug auf ihre Kinder als „ganz normal“, schätzen ihre Praxis also als konform mit gesellschaftlichen Erwartungen ein. Viele meiner Interviewpartner_innen betonen geradezu, wie unproblematisch es gelingt, konsensuell-nichtmonogame Praxis unter Erwachsenen mit paarweiser Elternschaft zu verknüpfen und dabei auf die Unterstützung von amourös und freundschaftlich verbundenen Dritten zurückzugreifen. Für diese nicht defizitäre Deutung spricht vor allem, dass auch Interviewpartner_innen, die ausführlich über die mangelnde Akzeptanz ihres offen konsensuell-nichtmonogamen Lebenswandels Auskunft gaben, beim Thema Elternschaft betont haben, wie problemlos konsensuelle Nichtmonogamie unter Erwachsenen mit Kindererziehung einhergeht.

Eine besondere und wirkmächtige Materialisierung von Normen stellt die Rechtsordnung dar, die auch im Bereich der Elternschaft zahlreiche Regelungen vorhält (§§ 1626–1698 BGB). Hier werden Ehepaare privilegiert: Das Sorgerecht für ein Kind liegt demzufolge in der Regel bei den Eltern, wobei nicht Verheiratete dafür die gemeinsame Sorge beim Jugendamt anzeigen müssen. Unverheiratete Elternpaare sind also ganz allgemein gegenüber verheirateten im Nachteil, da sie die gemeinsame Sorge erst erklären müssen. Eine besondere Benachteiligung von Wahlverwandtschaften ist im

Gesetzestext nicht zu erkennen: Bezugspersonen mit einer sozial-familiären Beziehung zum Kind, die bei Zusammenlebenden in der Regel angenommen wird, sind Großeltern gleichgestellt. Ihnen steht ein Umgangsrecht zu. Ob die Rechtsprechung im konkreten Fall Wahlverwandte mit Großeltern gleichstellt, ist allerdings fraglich. Auch sozial-rechtlich sind nichtmonogam lebende Elternpaare prinzipiell monogamen gleichgestellt: Grundsicherungsleistungen sind an den Wohnsitz gebunden, wodurch in der Regel diejenigen anspruchsberechtigt sind, die mit dem Wohnsitz auch die meiste Verantwortung für die Kinder übernehmen. Ähnliches gilt für das einkommensabhängige Elterngeld, das besonders die Elternschaft Besserverdienender fördert und auf eine oder zwei erziehende Personen zugeschnitten ist. Sowohl sozial- als auch sorgerechtlich scheinen konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare monogam lebenden gleichgestellt – weil ihre soziale Stellung sehr stark der von Eltern in Patchworkfamilien gleicht: Vor allem leibliche Mütter übernehmen den Hauptteil der Verantwortung und Sorge und werden – in erster Linie von ihren Partner_innen, darüber hinaus von Dritten – unterstützt.

4.2 Kollektive Elternschaft

In kollektiven Familien wird Elternschaft zwischen mehr als zwei Personen geteilt, was in zwei der befragten Netzwerke der Fall war. Ein Netzwerk besteht aus drei zusammenwohnenden Erwachsenen, die ein gemeinsames Kleinkind erziehen, das andere aus fünf Erwachsenen, von denen drei in einem Haushalt mit einem dreijährigen Kind wohnen. Welche Väter- und Mütterrollen, Sorgepraxen und Umgangsweisen mit gesellschaftlichen Normvorstellungen, Stigmatisierung sowie rechtlicher Einbindung zeigen sich hier? Eines der beiden befragten Netzwerke hat sich entschieden, die kollektive Elternschaft in die rechtliche Form individueller Elternschaft einer alleinerziehenden Mutter zu übersetzen. Im zweiten Netzwerk wurde die leibliche Elternschaft gegenüber Ämtern offengelegt, in der Alltagspraxis soll trotzdem eine egalitäre Verteilung von Verantwortung und Aufgaben realisiert werden.

4.2.1 Kollektive Elternschaft als rechtlich individuelle Elternschaft

Zum ersten Netzwerk, das sich für die Verortung der formalen Elternrolle allein bei der Mutter entschieden hat, sprach mein Interviewpartner Arno Fehre. Er ist, ebenso wie Marcel, einer von zwei Vätern des Kindes von Britta. Alle drei gehören einem links-alternativen Milieu an, leben zusammen in einer Wohnung und haben sich entschieden, ihr Kind gemeinsam zu erziehen und zu betreuen. Arno Fehre äußert sich kritisch gegenüber biologischen Begründungszusammenhängen und Geschlechterkonstruktionen, auf die offene Frage nach seinem Geschlecht antwortet er: „Ich soll mich typisieren? Naja ... im Pass steht männlich“. Die damit dokumentierte skeptische Haltung gegenüber biologischen Begründungszusammenhängen zeigt sich zum Teil – in Bezug auf Vaterschaft – auch beim Thema Elternschaft:

„Wenn wir, bevor das Baby da war, über Kinderkriegen geredet haben, war halt das Ding, dass Britta in der Diskussion so gesagt hat: ‚Als allererstes ist das mein Kind (h), ... aber keine Angst: Du wirst noch genug mit dem zu tun (h) haben.‘ ... Und das ist was, das ich irgendwie immer anerkannt habe.“

Die zitierte Passage zeigt: Mit dem entschlossenen Eintreten für soziale Vaterschaft – leibliche Vaterschaft wird im ganzen Interview nicht erwähnt – geht eine Akzeptanz der besonderen Rolle der leiblichen Mutter einher, die, so die Erinnerung von Arno Fehre, schon in der Schwangerschaft ihre federführende Rolle betont hat und gleichzeitig andeutete, auf die Hilfe der Väter im Bedarfsfall zurückzugreifen. Dieser Rahmung entspricht auch die Darstellung der Verteilung von Sorgepraxen im Netzwerk: „Die Frage mit der Fürsorge“ dreht sich für Arno Fehre „vor allem eigentlich ums Baby“. Bei dieser Aufgabe unterstützen Arno und Marcel – die beiden Väter – die Mutter im Rahmen ihrer Möglichkeiten, wobei Arno betont, dafür zum Zeitpunkt des Interviews mehr Kapazitäten zu haben als Marcel. Obwohl Arno dies kritisch sieht – er fragt sich, inwiefern sich die Geschlechterverhältnisse seines Beziehungsnetzwerks überhaupt vom klassischen Kleinfamilienmodell unterscheiden –, stellt er die Rolle der Väter also nicht zuletzt in Bezug auf Sorgepraxen eher als unterstützende dar.

Als problematisch thematisiert Arno Fehre den Umgang mit Behörden. Ihm zufolge teilt das Netzwerk die starke Überzeugung, der Staat solle sich aus den persönlichen, insbesondere sexuellen Angelegenheiten von Menschen heraushalten. Um diesem Ziel nahezukommen und eine egalitäre Vaterschaft zu ermöglichen, hätten Arno Fehre, Britta und Marcel gemeinsam entschieden, sich für die Behörden „eine Story“ (AF) auszudenken, derzufolge der Vater des Kindes unbekannt sei. Notwendig geworden sei diese, da nach einer Geburt beim Standesamt ein (und nur ein) Vater angegeben werden muss. In einer Interviewpassage thematisiert Arno die negativen Konsequenzen der „Story“: Wegen der angegebenen unbekannten Vaterschaft sei eine Meldung ans Jugendamt erfolgt. Daher sei Britta dort einer „peinlichen“ (AF) Befragung unterzogen worden, wie auch bei der Arbeitsagentur, wo sie habe begründen müssen, wieso es keinen offiziellen Vater gäbe. Offen war zum Zeitpunkt des Interviews, ob bei folgenden Ämterkontakten ähnliche Probleme zu erwarten sind. Eine weitere negative Konsequenz der Diskrepanz von sozial kollektiver und rechtlich individueller Elternschaft sieht Arno Fehre in fehlenden Leistungsberechtigungen der beiden Väter:

„Die Sache mit der Fürsorge ist ein institutionelles Problem, weil einfach eingetragenerweise kein Vater da ist. Also Vater ist unbekannt. [...] Und damit hat natürlich auch keiner von uns beiden die Möglichkeit, in Elternzeit zu gehen oder sich dabei irgendwie staatlich unterstützen zu lassen. [...] Das heißt natürlich im Umkehrschluss: Wir müssen ... irgendwie anders gucken, woher wir irgendwie Kohle zum Leben kriegen, ... was natürlich auch wieder die Kapazität, sich ums Baby zu kümmern, ein Stück weit einschränkt.“

Die bei den Behörden angezeigte individuelle Elternschaft verfolgt der Narration zufolge das Ziel, eine an der Biologie festgemachte Hierarchie zwischen den Vätern zu verhindern. Dieses Ziel scheint das Netzwerk allen vorliegenden Informationen nach erreicht zu haben: Im Interview findet sich keine Spur, die darauf hindeutet, dass Arno Fehre oder Marcel gegenüber dem Anderen eine privilegierte Rolle einnimmt. Die negativen Konsequenzen haben aber Arno zufolge weitreichende Bedeutung für das elterliche Sorgearrangement: Da keiner der sozialen Väter die Möglichkeit hat, in Elternzeit zu gehen, sind beide in vollem Maße mit ihrer Ausbildung bzw. ihrer Erwerbsarbeit beschäftigt. Beide können sich daher nicht so intensiv um das Baby kümmern wie Britta. Diese Rahmung korrespondiert mit den oben schon angesprochenen Vorstellungen des Netzwerks in Bezug auf Mutterschaft und Vaterschaft: Der Interviewanalyse folgend

sind alle drei Eltern entschlossen, der leiblichen Vaterschaft keine Bedeutung zuzumessen, während die besondere Verantwortung von Britta Arno Fehre zufolge schon in der Schwangerschaft artikuliert wurde. Die zentrale Rolle der leiblichen Mutter wird also sowohl von der durch die Eltern vorgenommenen sozialen Konstruktion von Mutterschaft als auch der fehlenden rechtlichen Repräsentation der sozialen Vaterschaft bestärkt. Beide Väter finden aufgrund der mononormativen Rechtsordnung für ihre Elternschaft keine angemessene institutionelle Repräsentation. Dies wirkt durch die im Interview implizit angeführte Notwendigkeit, Geld durch Lohnarbeit zu erwirtschaften, zurück auf die sozialen Verhältnisse, legitimiert die geschlechterdifferenzierende Aufgabenteilung und macht die erwünschte Lebensform egalitärer Aufgabenteilung schwer lebbar. Die Interviewrekonstruktion zeigt die negativen Konsequenzen der gewählten Strategie, die Egalität der Väter durch ihre rechtliche Nicht-Repräsentation zu erreichen.

4.2.2 Kollektive Elternschaft als rechtlich paarweise Elternschaft

Eine andere Variante konsensuell-nichtmonogamer Elternschaft zeigt sich im Interview mit Ronny Scherf. Er lebt in einer „Lebensgemeinschaft“ in einer Wohnung mit Elisabeth und Frank. Zwei weitere Frauen, Tabea und Maria, sind ebenfalls Teil der Lebensgemeinschaft, wohnen aber nicht im selben Haushalt. Ronny Scherf und Elisabeth sind die leiblichen Eltern eines drei Jahre alten Kindes, das in ihrem Haushalt wohnt. Auch hier gehören die Beteiligten durchweg zu einem linksalternativen Milieu. Sie lehnen eine geschlechterdifferenzierende Aufgabenteilung ab und teilen eine kritische Haltung zu biologischen Begründungszusammenhängen, die Ronny Scherf sehr deutlich ausspricht:

„Ich sehe Blutsverwandtschaft sehr kritisch, also im Kontext von Staat, Nation, Blut-und-Boden-Scheiße. [...] Ich denke nicht, nur weil ich ihr leiblicher Erzeuger bin, habe ich irgendwie mehr zu sagen aus dieser Tatsache heraus.“

Das Zitat zeigt, dass die leibliche Vaterschaft keine soziale Bedeutung haben soll. Trotzdem sieht Ronny Scherf derzeit seine Rolle darin, strategische Entscheidungen für die Zukunft des Kindes und auch der Lebensgemeinschaft im Ganzen zu treffen, was ihm in der beschriebenen Konstellation auch gelingt.

Deutlich wird im Interview dargelegt, dass die leibliche Mutter Elisabeth in der Konstellation viele und vielfältige Betreuungsaufgaben übernimmt: Sie bringt das Kind in der Regel zu Bett, kümmert sich um den Einkauf sowie um die „Weißwäsche“⁶. Die räumlichen Gegebenheiten in der gemeinsamen Wohnung sind so gestaltet, dass Elisabeth das ruhigste Zimmer bewohnt, womit Ronny begründet, dass das Kind in der Regel bei ihr übernachtet. Ronny Scherf lebt, was auch seiner zentralen Rolle im Netzwerk entspricht, im zentralen Durchgangszimmer der Wohnung. Die Raumaufteilung erscheint im Interview als nicht geplante Rahmenbedingung und wird als rein sachliche Begründung für das Sorgearrangement vorgetragen, in dem Elisabeth trotz der angestrebten kollektiven Elternschaft am meisten Sorgeverpflichtungen übernimmt. Auch die Betrachtung der im Interview vorgetragenen wöchentlichen Zeitplanung im Netzwerk ergibt, dass der

6 Gemeint ist wahrscheinlich die Kochwäsche – jener Teil der Wäsche, der oft direkt am Körper getragen wird, besonderen Vorstellungen über Hygiene und Reinheit unterliegt und insbesondere bei Kleinkindern täglich anfällt.

Hauptaufwand der Kindererziehung bei der leiblichen Mutter liegt, die vor allem vom leiblichen Vater unterstützt wird, der seinerseits wiederum die Hilfe zweier weiterer Frauen einholt. Welche weitere direkte Hilfe Elisabeth erfährt, ist dem Interview nicht zu entnehmen. Dass weder das Sorgearrangement noch die Verteilung von Verantwortung im Netzwerk dem Ideal einer egalitären Elternschaft entsprechen, ist Ronny Scherf bewusst:

„Ich habe die romantische Vorstellung [...], dass, wenn es mal wirklich was zu entscheiden gibt – Kommt das Kind aufs Internat? Darf es nach England ziehen? –, dass wir mit allen Leuten, die sie lieb haben und die um sie rum sind, zu einem Konsens kommen, anstatt man sagt: ‚Ich bin ihr Vater und ich entscheide jetzt, weil ich der Vater bin.‘“

Dem Zitat nach ist die angestrebte Gleichstellung aller Bezugspersonen eine „romantische Vorstellung“, keine gelebte Praxis. Die handlungsleitende normative Bedeutung leiblicher Elternschaft ist im Netzwerk wirkmächtig, obwohl das „romantische“ normative Leitbild sich an kollektiver und egalitärer Elternschaft orientiert, zumindest was die Frage von wichtigen Entscheidungen angeht. Die Diskrepanz zwischen der starken Ablehnung biologischer Begründungszusammenhänge und seiner eigenen zentralen Stellung im Beziehungsgefüge begründet Ronny Scherf mit dem Unvermögen Dritter, sich von traditionellen, biologistischen und rechtlich fixierten Denkmustern zu befreien, er hat „Angst davor, dass eher ANdere Leute [...] aus dieser Leiblichkeit irgendwas ABleiten könnten“. Dieses Begründungsmuster bezieht sich sowohl auf Angehörige des Beziehungsnetzwerks wie auch auf Behörden, weswegen sich das Beziehungsnetzwerk gemeinsam entschlossen hat, den Anspruch auf kollektive Elternschaft bei Ämterkontakten nicht zu erwähnen. Die leiblichen Eltern sind also auch in rechtlicher Hinsicht die Eltern des Kindes, was es Ronny Scherf ermöglicht hat, ein Jahr Elternzeit in Anspruch zu nehmen. In dieser Zeit hat er seine Ausbildung auf niedrigem Niveau fortgesetzt und sich einen Kreis von Menschen aufgebaut, die ihn stundenweise bei der Betreuung des Babys unterstützt haben. Die Interviewanalyse zeigt, dass das geschilderte Sorgearrangement mit einer Mutter, die den größten Teil der Sorgeverantwortung trägt, dadurch nicht aufgebrochen wurde. Die angestrebte geschlechtergerechte Aufgabenteilung bleibt also ebenso eine normative Vorstellung wie das egalitäre Teilen von Verantwortung.

Im zweiten vorgestellten Netzwerk mit angestrebter egalitärer Elternschaft liegt also ebenfalls eine geschlechterdifferenzierende Aufgabenteilung vor, bei der die leibliche Mutter die Hauptlast trägt, was im Interview durch scheinbare Sachzwänge begründet wird. Zudem nimmt der leibliche Vater eine strategisch planende Rolle ein. Schritte zur Realisierung der angestrebten egalitären Verteilung von Verantwortung und Sorge werden aus der Erwartung, auf Unverständnis zu stoßen, unterlassen.

5 Fazit

Im vorliegenden Beitrag dargestellt und diskutiert wurden Sorgepraxen für Kinder von Menschen, die ihre elterlichen Rollen nicht allein aus der hegemonialen Geschlechterordnung ableiten können oder wollen, weil sie ihr – aufgrund der gelebten Nichtmonogamie – nicht entsprechen. Dabei entwickeln sich durchaus modifizierte Mütter- und Väterrollen. Eine egalitäre Elternschaft gelingt allerdings in keinem Netzwerk.

5.1 Persistenz hegemonialer Geschlechterverhältnisse trotz modifizierter Väter- und Mütterrollen

In allen untersuchten Konstellationen tragen die leiblichen Mütter, teilweise gemeinsam mit den leiblichen Vätern, die rechtliche und praktische Verantwortung für ihre Kinder. Alle Kinder leben im Haushalt der leiblichen Mütter. Die leiblichen Mütter werden – in abnehmender Verbindlichkeit und Intensität – zunächst von den leiblichen Vätern, von weiteren mit den Kindern zusammenlebenden Partnern und schließlich von nicht leiblich Verwandten sowie nicht zusammenwohnenden Netzwerkangehörigen unterstützt. Die Ergebnisse sprechen für eine hohe Persistenz hegemonialer Geschlechterbilder und -rollen unter konsensuell-nichtmonogam lebenden Eltern, die auch da vorliegt, wo die Beteiligten ein egalitäres und biologiekritisches Ideal verfolgen. Fürsorgliche Mütterlichkeit erweist sich als wirkmächtiges Normativ, das auch bei unkonventionellen Familienformen dazu führt, dass die Hauptverantwortung und der größte Teil der nötigen Sorgetätigkeiten für ihre Kinder bei den leiblichen Müttern verbleiben. Die geschilderten Arrangements bringen den beteiligten Männern teilweise ein beachtliches Maß an externer weiblicher Unterstützung in der Versorgung ihrer Kinder, ein dekonstruktivistisches Selbstverständnis von Vaterschaft verdeckt diese Ungleichheiten. Relativierend muss gleichwohl ergänzt werden: In allen Netzwerken können auch die Mütter auf weitere Bezugspersonen zurückgreifen, um sich Unterstützung zu sichern.

5.2 Kollektive Elternschaft wird durch die Rechtsordnung benachteiligt

Die Rechtsstellung nichtmonogam lebender Netzwerke mit paarweiser Elternschaft ist mit der von Patchworkfamilien vergleichbar. Angezeigt wäre angesichts dieses Ergebnisses eine systematische Analyse der vorliegenden Literatur zu Patchwork-Familien unter der Fragestellung, welche der entsprechenden Ergebnisse sich auf nichtmonogame Konstellationen übertragen lassen. Viel stärker als nichtmonogam lebende Elternpaare sind Netzwerke mit kollektiver Elternschaft gezwungen, ihre kollektiv gedachten und praktizierten familiären Bande in nicht zutreffende rechtliche Konzepte zu übersetzen. Die beiden diskutierten Beispiele haben gezeigt, wie die fehlende rechtliche Anerkennung kollektiver Elternschaft sowohl die angestrebte Egalität zwischen den leiblichen und den sozialen Eltern als auch die normativ vertretene Gleichheit der Geschlechter erschwert – oder aber eine Legitimation für geschlechterdifferenzierte Praxen bietet. Eine Möglichkeit, das Sorgerecht auf mehr als zwei Personen auszudehnen, wäre gleichwohl angezeigt, um die existierenden sozialen Verantwortlichkeiten anzuerkennen.

5.3 Potenziale für mehr Geschlechtergerechtigkeit

Im Vergleich der Interviews zeigt sich, dass der Anspruch auf eine nicht oder weniger geschlechterdifferent strukturierte Aufgabenteilung vor allem da umgesetzt werden kann, wo entsprechende Anstrengungen nicht auf der Ebene normativ vorgetragener Idealvorstellungen verbleiben, sondern durch beziehungsstrukturelle Maßnahmen und modifizierte Selbstverständnisse ergänzt werden. Gerade bei denjenigen Netzwerken, die am stärksten den Normbruch vertreten, zeigt sich die Wirkmächtigkeit von

Rechtsordnung und hegemonialen Geschlechterverhältnissen. Ein Beispiel dafür ist die räumliche Gestaltung der Wohnung des Netzwerks, das im Interview mit Ronny Scherf besprochen wurde: Einer gleichteiligen Kinderbetreuung steht die Raumverteilung in der Wohnung – Ronny Scherf im zentralen Durchgangszimmer, Elisabeth im ruhigsten Zimmer – entgegen, ebenso wie die kritisierte, aber gleichwohl angenommene Identifikation der leiblichen Eltern mit der Mutter- bzw. Vaterrolle. Im Widerspruch dazu zeigt sich im Interview mit Arno Fehre die Dekonstruktion leiblicher Vaterschaft durch die „Story“ eines unbekannten Vaters als wirksame Strategie für Gleichheit zwischen den Vätern. Die Herstellung einer geschlechtergerechteren Aufgabenteilung wurde jedoch nicht in der Alltagspraxis strukturell verankert. Ohne gegenläufige Anstrengungen drängt das institutionelle Setting zusammen mit der immensen Bedeutung der Mutterschaft Britta in die Rolle einer Alleinerziehenden, die sozialen Väter handeln als bloße Unterstützer. Die caretheoretisch fundierte Analyse macht deutlich, wie das Zusammenspiel fehlender rechtlicher Ansprüche, die Wirkmächtigkeit hegemonialer Vorstellungen über Mutterschaft und Vaterschaft sowie der Mangel an pragmatischen Strategien am Ende dazu führen, dass gleichzeitig mit dem Ideal einer egalitären Elternschaft die leiblichen Mütter die Hauptlast der Erziehung tragen – eine Aussicht, die die eingangs zitierte Marie Yildiz davon abhält, ihren Kinderwunsch zu realisieren.

Literaturverzeichnis

- Aguilar, Jade (2013). Situational Sexual Behaviors: The Ideological Work of Moving toward Polyamory in Communal Living Groups. *Journal of Contemporary Ethnography*, 42(1), 104–129. <https://doi.org/10.1177/0891241612464886>
- Barker, Meg & Langdridge, Darren (2010). Whatever Happened to Non-Monogamies? Critical Reflections on Recent Research and Theory. *Sexualities*, 13(6), 748–772. <https://doi.org/10.1177/1363460710384645>
- Brückner, Margrit (2010). Entwicklungen der Care-Debatte: Wurzeln und Begrifflichkeiten. In Ursula Apitzsch & Marianne Schmidbaur (Hrsg.), *Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen* (S. 43–58). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0h5f.6>
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013). *Stief- und Patchworkfamilien in Deutschland*. Monitor Familienforschung (Ausgabe 31). Zugriff am 21. Februar 2019 unter www.bmfsfj.de/blob/76242/1ab4cc12c386789b943fc7e12fdef6a1/monitor-familienforschung-ausgabe-31-data.pdf.
- Connell, Raewyn (2005). *Masculinities*. Berkeley: University of California Press.
- Diaz-Bone, Rainer (1997). *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-08443-3>
- Frerichs, Petra & Steinrück, Margareta (1993). Frauen im sozialen Raum. Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition. In Petra Frerichs & Margareta Steinrück (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse* (S. 192–204). Opladen: Leske und Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97267-5_9
- Gilligan, Carol (1982). *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge: Harvard University Press.
- Haritaworn, Jin; Lin, Chin-ju & Klesse, Christian (2006). Poly/logue: A Critical Introduction to Polyamory. *Sexualities*, 9(5), 516–529. <https://doi.org/10.1177/1363460706069963>

- Hauptert, Mara L.; Gesselman, Amanda N.; Moors, Amy C.; Fisher, Helen E. & Garcia, Justin R. (2017). Prevalence of Experiences With Consensual Nonmonogamous Relationships. Findings From Two National Samples of Single Americans. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 43(5), 424–440. <https://doi.org/10.1080/0092623X.2016.1178675>
- Holzkamp, Klaus (1985). *Grundlegung der Psychologie. Studienausgabe*. Frankfurt/Main: Campus.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994). *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude (2006). *Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude (2008). *Was sich liebt, das nervt sich*. Konstanz: UVK.
- Kelle, Udo & Kluge, Susann (2010). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung* (2., überarb. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6>
- Klesse, Christian (2007). *The Spectre of Promiscuity. Gay Male and Bisexual Non-Monogamies and Polyamories*. London, New York: Routledge.
- Klesse, Christian (2013). Poly Economics – Capitalism, Class, and Polyamory. *International Journal of Politics, Culture, and Society*, 27(2), 203–220. <https://doi.org/10.1007/s10767-013-9157-4>
- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia & Speck, Sarah (2015). *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Kuhn, Bärbel & Kohser-Spohn, Christiane (2001). Befreite Liebe. In Richard van Dülmen (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (S. 489–516). Köln, Wien: Böhlau.
- Lenz, Karl (1998). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-83768-4>
- Madörin, Mascha (2010). Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In Christine Bauhardt & Gülay Çağlar (Hrsg.), *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (S. 81–104). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92347-5_4
- Markard, Morus (2010). Kritische Psychologie: Forschung vom Standpunkt des Subjekts. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 166–181). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8>
- Mayer, Gesa (2011). What the fuck is Mono-Normativität? Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben. In Gruppe Lilü – libertäre Lüneburg (Hrsg.), *Reader beziehungsweise. frei? Normen, Macht und Herrschaft in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen* (S. 25–39). Lüneburg: Eigenverlag. Zugriff am 22. April 2020 unter <http://lilue.blogspot.eu/files/2013/09/pdf.pdf>.
- Mayer, Gesa (2020). „... auch wenn da jetzt nich' ihre Gene drinstecken.“ Zum Diskurs um biologische und soziale Elternschaft in polyamorer Familienplanung. In Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef & Elisabeth Holzleithner (Hrsg.), *Elternschaft und Familien jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit* (GENDER, Sonderheft 5, S. 28–43). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Meulenbelt, Anja (1988). *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus*. Reinbek: Rowohlt.
- Nave-Herz, Rosemarie (2010). Die Familie im Wandel. In Frank Faulbaum & Christof Wolf (Hrsg.), *Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel der empirischen Sozialforschung* (S. 39–57). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92590-5_3

- Noël, Melita J. (2006). Progressive Polyamory: Considering Issues of Diversity. *Sexualities*, 9(5), 602–620. <https://doi.org/10.1177/1363460706070003>
- Pallotta-Chiarolli, Maria; Haydon, Peter & Hunter, Anne (2013). „These Are Our Children“. Polyamorous Parenting. In Abbie E. Goldberg & Katherine R. Allen (Hrsg.), *LGBT-Parent Families. Innovations in Research and Implications for Practice* (S. 117–131). New York: Springer. https://doi.org/10.1007/978-1-4614-4556-2_8
- Peukert, Almut; Motakef, Mona; Teschlade, Julia & Wimbauer, Christine (2018). Soziale Elternschaft – ein konzeptuelles Stiefkind der Familiensoziologie. *Neue Zeitschrift für Familienrecht*, 5(7), 322–326.
- Pieper, Marianne & Bauer, Robin (2005). Polyamory und Mono-Normativität: Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen. In Laura Méritt, Traude Bührmann & Nadja Boris Schefzig (Hrsg.), *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen* (S. 59–70). Berlin: Orlanda.
- Plötzsch, Olga (2016). Kinderlosigkeit. In Statistisches Bundesamt & Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.), *Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland* (S. 60–63). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Raab, Michael (2019). *Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. <http://dx.doi.org/10.2307/j.ctvkrvvk.7>
- Schadler, Cornelia & Villa, Paula Irene (2016). Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften. *Gender*, 8(1), 11–26. <https://doi.org/10.3224/gender.v8i1.22198>
- Schmidt, Gunter; Mathisen, Silja; Dekker, Arne & Starke, Kurt (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sheff, Elisabeth (2006). Poly-Hegemonic Masculinities. *Sexualities*, 9(5), 621–642.
- Sheff, Elisabeth (2012). Strategies in Polyamorous Parenting. In Meg Barker & Darren Langdrige (Hrsg.), *Understanding Non-Monogamies* (S. 169–181). New York: Routledge.
- Statistisches Bundesamt (2015). *Zeitverwendungserhebung. Aktivitäten in Stunden und Minuten für ausgewählte Personengruppen*. Zugriff am 19. Mai 2019 unter www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Zeitbudgeterhebung/Zeitverwendung5639102139004.pdf?__blob=publicationFile.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M. (1998). *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks: Sage.
- Winker, Gabriele (2012). Intersektionalität als Gesellschaftskritik. *Widersprüche*, 32(126), 13–26.
- Winker, Gabriele (2013). Zur Krise sozialer Reproduktion. In Hans Baumann, Iris Bischel, Michael Gemperle, Ulrike Knobloch, Beat Ringger & Holger Schatz (Hrsg.), *Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus*. (S. 119–133). Zürich: edition 8.
- Winker, Gabriele (2018). Das Ganze der Arbeit revolutionieren! In Alexandra Scheele & Stefanie Wöhl (Hrsg.), *Feminismus und Marxismus* (S. 102–114). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Winker, Gabriele & Degele, Nina (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.

Zur Person

Michael Raab, Dr. rer. pol. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse, soziale Ungleichheit, Bewegungsgeschichte.

Kontakt: Bildungskollektiv Biko, Lassallestraße 50, 99086 Erfurt

E-Mail: raab@ash-berlin.eu